

PADUA IM REGENWETTER

VON ALEXANDER MÁRAI

Dreieinhalb Stunden, von Morgen bis Mittag — mehr hatte ich nicht für Padua; dazu kam noch, dass es regnete. Es ist dies recht wenig für eine Stadt. Ich darf auch nicht damit prahlen, dass ich Padua gründlich kenne.

Einigermassen kenne ich also die Stadt: Plätze und Strassen nicht, doch ihre Seele ja. Aus Venedig fuhr ich hin, voll Vertrauen. Schon auf dem Zug wurde ich auf italienisch bestraft, wegen etwas, was ich nicht recht verstand, zu drei Lire siebzig. In Padua strömte der Regen. Ich ging im Wolkenbruch, Morgens um neun, durch Plätze, wo man Fische und Zwiebel verkaufte, unter Arkaden, wo man bereits die Läden für Lebensmittel und Devotionalien öffnete. Blindlings schlug ich einen Weg ein, schlendernd im Regen und hatte nichts gegen mein Missgeschick. Auch darin ist etwas Anziehendes, durch Regenschleier mit einer fremden Stadt Bekanntschaft zu schliessen. Da bemerkte ich plötzlich, dass ich vor der Universität stand. Ich trat ein, wie die einstigen fahrenden Schüler, voll Begeisterung und triefend vom Regen.

An Wänden und Decke der Vorhalle und der Aula befestigte man Studentenwappen. Ihre Träger fielen hier durch — vor vierhundert Jahren — oder wurden zum Doktor promoviert. Einst stand hier das Gasthaus „Zum Ochsen“ an Stelle der Universität, und noch heute nennen diese die Bürger vertraulich „Il Bò“. So leben die Begriffe weiter. Wie war dieser Flur so schön, friedlich und mild! Aufs Geratewohl trat ich in einen Hörsaal: ein Kruzifix an der Wand, Mädchen und Jungen in den Bänken, in leisem, wenig wissenschaftlichem Gemurmel, das vor dem Eintritt des Professors überall auf der Welt entsteht, wo junge Leute beiden Geschlechts gemeinsam lernen. Ich zog mich in die letzte Bank zurück und bemühte mich, meine fehlenden Hochschulkenntnisse auf der Universität in Padua nachzuholen. Viel Zeit hatte ich nicht dazu. Im Saal herrschte wohlthuendes Halbdunkel und gerne wäre ich so weitergesessen, drei-vier Jahre, im Schatten des Cinquecento. Leider kam ich schon zu spät. Student in Padua werde ich nie.

Als der Professor den Saal betrat, ging ich traurig meines Weges. Stracks eilte ich dem Heiligen zu, dem lieben Heiligen, der noch heute die Stadt beherrscht. Ich musste niemanden nach dem Weg fragen: früher oder später gelangt in Padua jeder zum Heiligen. Auf dem Weg zum Heiligen Antonius wurden überall Stoffe für Messgewänder verkauft — hellgelbe und hellgrüne —, auch manns hohe Kerzen, fromme Andenken.

Vor der Kathedrale erblickte ich die ruhige, schlichte Reiterstatue, eine der schönsten auf der Welt, und Friede zog in mein Herz. Das Denkmal wurde von *Donatello* in Bronze gegossen und stellt *Erasmus da Narni*, den berittenen Condottieri der venezianischen Republik dar. Es ist das Denkmal von Gattamelata. Ross und Reiter, beide sanft und natürlich. Das Pferd bäumt sich nicht, setzt sich auch nicht auf den Schweif, und *Erasmus da Narni* blickt mild auf den Platz hinab, als säße er in seinem Lehnstuhl, nach der Schlacht, mit der Zigarre in der Hand. Möglich, dass in diesem Reiterdenkmal eben diese sanfte Schlichtheit das Heroische ist, — dachte ich. Dann betrat ich die Kirche.

Vor dem Grabmal des Heiligen knieten bereits recht viele im Halbdunkel, Sünder und Gläubige; eine junge Frau hatte eben gebeichtet und erhob sich mit verweintem, rotem Gesicht aus dem Beichtstuhl. Wie viel Sehnsucht, wie viel Furcht, wie viel bittere Not! — dachte ich. Komm ihnen zu Hilfe, Heiliger Antonius! Und da jeder eine Kerze erstand, kaufte auch ich eine; es wär mir lieb gewesen, hätte man sie in meiner Gegenwart angezündet, doch der junge, schweigsame Priester übernahm sie nur und verschwand mit ihr im Dunkel der Sakristei. Stille stand ich und atmete den seltsamen Duft ein, den mit Maiblumen gemischten Duft von Hoffnung, Andacht, Angst und Vertrauen. Ich sollte noch zu *Petrarca*, dachte ich. Doch war es schon zu spät. Auf halbem Weg holte mich eine Droschke ein, eine alte Kalesche aus dem vorigen Jahrhundert, auf hohen Federn, mit weinrotem und grünem Filz bezogen, wie sie heute nurmehr in Padua und auf amerikanischen Filmen zu sehen sind. Der Kutscher verlangte vier Lire bis zum Bahnhof. Selig setzte ich mich in den Wagen. Offenbar war es eine solche Kalesche, in der *Madame Bovary* in ihrer Frauenehre wankend wurde. Der Kutscher wusste wohl nicht, dass der kurze Weg für mich ungleich höheren Wert hatte, als vier Lire: in Droschen, Stuben dieser Art suche ich die Vergangenheit, in der ich gerne gelebt hätte, die ich aber versäumte. Ich sass im Wagen, wie in einem Museum. *Madame Bovary* aber war leider weder nah noch fern.